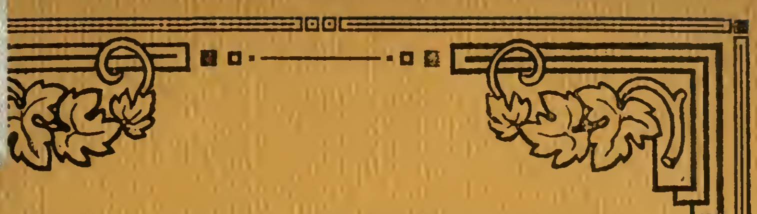


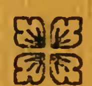
Soziale Probleme im alten Israel und in der Gegenwart

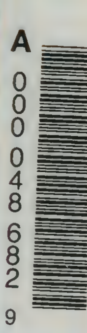
Ein Vortrag

von

D. theol. Justus Köberle,

ord. Prof. der Theologie in Rostock





Wismar i. M.
Verlag von Hans Bartholdi
1907



Soziale Probleme
im alten Israel und in der Gegenwart.

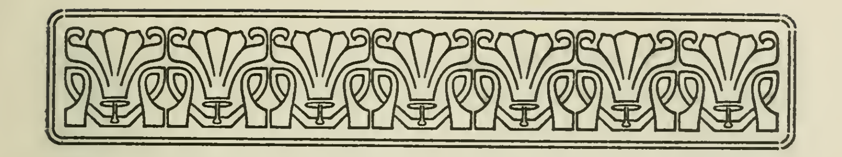
Soziale Probleme im alten Israel und in der Gegenwart.

Ein Vortrag

von

D. theol. Justus Köberle,
ord. Professor der Theologie in Rostock.

Wismar i. Meckl.
Verlag von Hans Bartholdi.
1907.



Die Menschheit lernt nicht aus an dem Buch der Bücher. Seit es überhaupt die Bibel gibt, haben sich wenige Zeiten so intensiv für dieses Buch interessiert wie die unsrige. Niemals war die Bibel so verbreitet wie in unsern Tagen, niemals ist so viel über sie geschrieben wie — leider muß man sagen, — in unserer Zeit. Nach allen Seiten hin und auf alle möglichen Gesichtspunkte hin wird sie emsig durchforscht. Und daneben finden wir auch ebenso viel nachdrückliches Streben, von ihr und ihren Anschauungen sich zu befreien, die Gleichgiltigkeit gegen sie recht bewußt an den Tag zu legen, zu zeigen, wie sie für uns billiger- und selbstverständlicherweise überhaupt nicht mehr in Betracht kommen dürfe. Namentlich diese letztere Erscheinung ist bemerkenswert. Fanatischen Haß gegen das göttliche Wort und laue Gleichgiltigkeit gegen dasselbe hat es immer gegeben: die Gleichgiltigkeit unserer Tage ist vielfach eine ruhige, bewußte; sie ist von dem Recht ihrer Sache gleichsam wissenschaftlich überzeugt. Die Bibel paßt nicht mehr herein; das ist auch ganz selbstverständlich, heißt es, ganz natürlich, weil wir nun einmal in den 1900 Jahren seit Christi Geburt in eine völlig andere Kulturentwicklung hineingeraten sind. Ganz besonders aber soll dieser

Satz für alle die Ideen und Forderungen der Heiligen Schrift gelten, welche mit dem sozialen Leben der damaligen Zeit zusammenhängen. Und wenn das schon für die Gedanken und Grundsätze des Neuen Testaments zutreffe, so noch viel mehr für die Forderungen des Alten. Hier müsse man sich ganz und gar von den Ideen der Heiligen Schrift freimachen.

In diesen Sätzen sind einige Körnchen Wahrheit vermischt mit vielem Irrtum.

Um das Richtige zu finden, ist es nötig, zunächst die sozialen Verhältnisse, um die es sich handelt, einigermaßen kennen zu lernen, um die Probleme zu verstehen, welche die damalige soziale Entwicklung hervorbrachte; dann gilt es, die Ideen und Versuche zu ihrer Lösung ins Auge zu fassen.

Für beides beschränke ich mich hier im wesentlichen auf das Gebiet der Geschichte Israels und des Judentums.

I.

Die Geschichte Israels bietet auf verhältnismäßig kurzem Raum ein Bild reicher sozialer Entwicklung. Als die israelitischen Stämme sich in Kanaan festgesetzt hatten, als die Siege Davids dem Lande Ruhe und Frieden ringsum verschafft hatten, war Israel zu einem sozialen Gesamtstande gelangt, um welchen andere Völker das Erbteil Jahwes beneiden mochten. Wirkliche soziale Not gab es nicht, Zustände, die auf die Dauer unerträglich erschienen oder die Volkskraft schädigten, hatten sich noch nicht entwickelt. Israel war kein Weltreich nach Art des ägyptischen oder babylonischen; es gab keine unterdrückte Helotenklasse, keinen König, der von seinen Kriegszügen Tausende von Sklaven mit-

brachte, um sie an Priester und Höflinge zu verschenken,*) oder um in wahnsinnigen luxuriösen Bauten das Menschenmaterial zu vergeuden. Israel war ja nur langsam und allmählich der Kanaaniter Herr geworden. Die Städte blieben noch lange mehr kanaanitisch als israelitisch; die israelitischen Bauern saßen auf dem Gebirge und drängten nur ganz allmählich in die Ebene herab, bis die kanaanitische Bevölkerung nach und nach zu Hörigen degradiert wurde, soweit sie nicht in der israelitischen aufging. Im Volke selbst gab es noch wenig Unterschied der Stände. Der reiche Bauer pflügte so gut seinen Acker selbst wie der arme; der Handel lag fast ganz in den Händen der kanaanitischen städtischen Bevölkerung, Kanaaniter und Händler sind geradezu das nämliche Wort. Saul, der Abkömmling eines alten edeln Geschlechts, geht selbst im Lande umher, um die Eselinnen seines Vaters zu suchen, und schon zum König gesalbt, geht er wieder nach Hause an den Pflug, bis er von dort durch den göttlichen Geist zu seiner ersten königlichen Tat, der Befreiung von Jabes, berufen wird. Der einzelne Israelit, auch der ärmere, fand Schutz und Recht durch die Hilfe seines Geschlechts; denn die alte Geschlechtsverfassung von den Zeiten des nomadischen Lebens her wirkte noch lange in die Zeit der Seßhaftigkeit nach, und die Blutrache schützte das Leben des einzelnen vor Vergewaltigung. Nur der König konnte in besonderen Fällen (vgl. 2. Sam. 14) den verheerenden Folgen dieser Rechtssitte entgegenwirken, doch muß nachdrücklich betont werden, daß die Blutrache unter diesen Verhältnissen viel mehr das Leben des einzelnen schützt als bedroht.

*) Nach dem Papyrus Harris I. hat Ramses III., Pharao von Ägypten, allein an die Priesterschaft über 100000 Sklaven verschenkt. Die Zahl mag übertrieben sein, doch bleibt sie auch nach den nötigen Abstrichen groß genug.

Gerade weil jede Bluttat eine unendliche Kette neuen rächenden Blutvergießens nach sich zog, scheute man sich, derartiges Unheil heraufzubeschwören. Eine recht- und besitzlose Masse, die in aussichtslosem Kampf um die Existenz ringen mußte, gab es in Israel damals noch nicht. Jeder Israelit hatte sein väterliches Erbgut, und wenn das Land zu enge wurde, so mußte den Feinden neues Gebiet abgekämpft werden. Doch mußte im Kriege jeder Israelit dem Aufgebot des Königs folgen; es gab keine Söldnerheere, die im Dienst des Despoten Eroberungen machten und in Friedenszeiten das eigene Land brandschatzten. Während in Ägypten und Assyrien die Volkskraft durch die beständigen Feldzüge der Könige rasch erschöpft wurde — Ägypten besonders führte nahezu alle seine Kriege mit Söldnerheeren — ist in Israel der Krieg bis an das Ende des Staates Volkskrieg geblieben. In ruhigen Zeiten, wenn keine Feinde das Land zertraten, wenn genug Regen gefallen war, befriedigte das fruchtbare Kanaan im allgemeinen leicht die notwendigen Bedürfnisse. Die Lebensverhältnisse im Orient sind derartig, daß auch der Ärmere mit dem Wenigen, was ihm zufällt, leichter zufrieden ist als bei uns. Allein schon die Möglichkeit, so viel im Freien zu leben, hindert die Gedrücktheit und Verbissenheit der Stimmung; derartige das Gemütsleben bestimmende Faktoren machen außerordentlich viel aus. Es kommt dazu, daß im Orient überall die Gastfreiheit und Freigebigkeit von dem Besitzenden durch die Sitte viel strenger gefordert wird als bei uns. Ein schäbiger geiziger Filz zu sein, wie jener Nabal es war, der bei dem Fest der Schafschur Davids Leuten nichts geben wollte, 1. Sam. 25, galt als die allergrößte Schande. Der rechte Israelit macht es wie Abraham im Hain Mamre, der, wenn Gäste kommen, gleich

sie aufnimmt, um keinen Preis sie ziehen läßt, ohne daß sie das köstlichste Stück der Herde, ein gemästet Kalb, frisches Brot, Milch, frisch und sauer, und was das Haus nur zu bieten vermag — auffallenderweise fehlt der Wein — gekostet haben.

Wichtiger als alles dies aber war, daß die Grundlagen des sozialen Zusammenlebens im alten Israel gesund waren. Die Pietät gegen die Eltern war (und ist noch jetzt) das starke Fundament israelitisch-jüdischer Volkskraft. Die Stellung des Weibes war zwar nicht so, wie wir es vom christlichen Standpunkt aus fordern müssen, aber trotz all der Schwierigkeiten, die sich aus der zu Recht bestehenden Polygamie ergaben — faktisch war Monogamie weitaus das Überwiegende, und ist es allmählich immer mehr geworden.

Auch die Sklaverei war nur in sehr milden Formen vorhanden. Sklaven kamen ins Land teils durch Kriegszüge, wiewohl dies nicht in ausgedehntem Maße geschehen sein kann, teils durch Sklavenhändler, schon zu Davids Zeit werden schwarze, also Negersklaven erwähnt (2. Sam. 18, 21 ff.), teils brachte Verarmung auch Israeliten dazu, sich freiwillig in Leibeigenschaft zu geben. Solche israelitische Sklaven mußten nach Gesetz und Brauch im 7. Jahre freigelassen werden; wie wenig drückend aber im allgemeinen das Los solcher Sklaven gewesen sein muß, ergibt sich daraus, daß schon die ältesten Gesetze Israels mit der Möglichkeit rechnen, daß ein solcher Sklave lieber Sklave bleiben will, als nach sechs Jahren frei werden. Natürlich galt im allgemeinen der Sklave als Eigentum des Herrn, er konnte ihn zu jeder beliebigen, auch harten Arbeit verwenden, hatte das Recht, ihn körperlich zu züchtigen. Sirach ermahnt geradezu dazu, den Sklaven hart und streng zu behandeln. Aber wenn ein Sklave unter den Schlägen

seines Herrn starb, so sollte Strafe eintreten; welche? wird nicht gesagt; nach späterer Tradition wäre ein solches Vergehen der Tötung eines Freien gleichgeachtet worden. Das trifft für die ältere Zeit kaum zu, zumal ausdrücklich bestimmt wird, daß der Herr nur dann gestraft werden solle, wenn der Sklave sofort an der Züchtigung sterbe; lebt er auch nur noch einige Tage, so soll der Herr straflos bleiben. Er hat sich dann durch den Verlust seines Sklaven selbst genug geschadet. Im späteren Judentum, wo das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl aufs stärkste ausgebildet war, galt es überhaupt nicht mehr für zulässig, israelitische Stammesgenossen, die in Not geraten waren, wirklich als Sklaven zu behandeln; sie mußten unbedingt anders gehalten werden als heidnische Sklaven, und ganz besonders forderte es das nationale Ehrgefühl, daß man, wo man nur konnte, Israeliten, die bei Heiden in Sklaverei geraten waren, freikaufte. So ist es nicht zu verwundern, daß wir von den Greueln des Sklavenhandels, von Sklavenmärkten, Sklavenaufständen und Kriegen nichts hören. Dasselbe Wort, das Sklave bedeutet, kann auch den bevorzugten Lieblingsdiener, den im höchsten Vertrauen stehenden Bevollmächtigten, den zu einem besonderen Beruf ausersehenen Gehilfen und Stellvertreter des Herrn bezeichnen. Das öffentliche Gewissen des Volkes forderte mit Nachdruck Schutz für das Leben, die Ehre, die persönliche Freiheit des Sklaven. Nirgends wird erwähnt, daß Sklaven gefoltert wurden, wie das bei Griechen und Römern selbstverständliches Recht und Brauch war, und ganz besonders zeigt ein Vergleich des israelitischen mit dem babylonischen Gesetze, dem Codex Hammurabi, die Milde der israelitischen Bestimmungen.

II.

Während in dieser Hinsicht die sozialen Verhältnisse in Israel im wesentlichen ziemlich gleich blieben, erfuhren die sonstigen sozialen Zustände allerdings im Laufe der Zeit vielfach Veränderungen nach der schlimmen Seite hin.

Den ersten Wendepunkt bezeichnet die Zeit und Regierung Salomos. Mit ihm erst beginnt Israel sich auf die Stufe der sonstigen vorderasiatischen Kulturstaaten emporzuschwingen. Die Geschlechterverfassung, von Salomo bewußt bekämpft, hört allmählich auf und macht städtischer Bezirkseinteilung Platz. Es bilden sich Stände und tiefergreifende soziale Unterschiede. Es beginnt das städtische Leben; man fängt an, Handel zu treiben. Salomo selbst ging damit voran mit seinem Pferdehandel und seinen Ophirfahrten. Der König umgibt sich mit einem glänzenden Hofstaat, errichtet prachtvolle Bauten, zu denen das Volk Frondienste leisten muß. Schon David hielt sich eine ständige Leibwache, und Salomo fängt an, von dem Gesichtspunkte aus zu regieren, daß das Volk und die Kraft des Landes für ihn, den König, da sei. Die Zahl der königlichen Beamten nimmt zu; der Reichtum wächst bei einzelnen, die Armut steigt bei der Masse. Die später im vollen Glanz der Erinnerung strahlende Regierung Salomos war somit in vieler Hinsicht für Israel verhängnisvoll, besonders aber in sozialer Beziehung. Unter Salomos Nachfolgern im geteilten Reiche ging es vollends mit der sozialen Entwicklung rasch bergab.

Die Schriften der großen Propheten lassen uns hier manchen überraschenden Einblick in die sozialen Zustände Israels und Judas tun. Da sehen wir Elia kämpfen gegen Ahab von Israel und sein gottloses Weib, die Isebel von Tyrus. Ahab will den

Weinberg Naboths, des Jesreeliters, haben, um seinen Garten zu vergrößern. Der aber will das Erbe seiner Väter nicht hergeben. Damit war nach israelitischem Recht die Sache zu Ende, auch ein König hatte kein Recht, einen Untertan zu solchem Kauf oder Tausch zu zwingen. Ahab geht nach Hause, benimmt sich wie ein unartiges Kind, ist verdrießlich und ärgerlich, legt sich aufs Lager und dreht den Kopf zur Wand. So erntet er den wohlverdienten Spott seiner Gemahlin, die aus ihrer tyrischen Heimat andere Begriffe vom Königtum mitgebracht hatte. „Sei ruhig," spricht sie, „iß und trink, den Weinberg will ich dir verschaffen." Sie schreibt Briefe an die Ältesten, sie sollten ein Fasten veranstalten, Naboth dabei auszeichnen, und nachher gegen ihn zeugen, er habe Gott und den König gelästert. So geschieht es, Naboth wird gesteinigt, sein Besitz fällt an den König. Höchst einfache, echt orientalische Manipulation. In anderen orientalischen Staaten pflegte man sich über derartige Dinge nicht weiter aufzuregen. Das ist nun einmal so und bleibt so und war immer so, daß solche Dinge vorkommen. Aber in Israel regte sich jemand auf bei solchen Vorkommnissen und gedachte nicht zu schweigen. Das war der Prophet Elia. Er tritt dem König entgegen, wie er eben sein neues Stück Garten betrachten will. Hast du deinen Mord vollbracht und dein Ziel erreicht? zischt er ihn an, und verkündigt ihm und seinem Hause die göttliche Strafe. Der König wagt nicht, den zürnenden Propheten anzutasten. Sein Gegner Elia hatte doch noch das Volksgewissen als eine starke Macht hinter sich. Noch durfte auch ein König sich nicht solche Dinge in Israel gestatten. Die Willigkeit der Ältesten, mit der sie sich zu der verruchten Tat hergeben, zeigt aber doch, daß die rechtlichen und sittlichen Begriffe stark gesunken waren.

Ein Jahrhundert später schien es, als ob derartige Gewalttaten, die damals Ahab und seinem Hause den Thron kosteten, auch in Israel etwas Alltägliches werden sollten.

So schildert Amos die Zustände im damaligen Nordreich in den trübsten und dunkelsten Farben. Er ruft Assyrien und Ägypten als Zeugen herbei; sie mögen sehen, was in Israel geschieht: es ist schlimmer als in den Hauptstädten der Weltreiche. Amos war, ehe er zum Propheten berufen wurde, Hirt im südlichen Juda: in den einfachsten bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen, kann er sich nicht genug entsetzen über den Luxus und die neumodischen assyrischen Sitten, die in den nordisraelitischen Städten eingerissen waren. Da leben die reichen Leute in Samaria in wilder Üppigkeit: auf weiche Diwans hingestreckt verzehren sie Tag um Tag Speisen, die man früher in Israel höchstens bei Festen zu genießen pflegte: jeden Tag wird ein Kalb geschlachtet, das feinste Öl wird versalbt, die Weiber zechen und sagen zu den Männern: schafft uns zu trinken! (Am. 4, 1). Woher sollen sie es nehmen, wenn nicht von den Armen erpressen? So reiht sich Bedrückung an Bedrückung, Gewalttat an Gewalttat. Maß und Gewicht werden gefälscht, das Recht wird verkehrt in Unrecht. Voll Ungeduld wartet der Getreidehändler am Sabbat: wann wird der Sabbat vorbei sein, und der Neumond vorüber, daß wir unser Getreide wieder auftun können? Hei! Da wollen wir klein machen das Hohlmaß und groß das Gewicht auf der Wage (Am. 8, 5), und so fort!

Und daß es in Juda, zum mindesten in Jerusalem nicht anders stand, bezeugen einmütig Jesaia, Micha und Jeremia: Weh denen, ruft Jesaia aus, die Feld an Feld reihen, und Haus an Haus, bis kein Platz mehr im Lande ist, und ihr allein darin

wohnet! Er meint die Leute, die die Verlegenheit der Ärmeren nutzend alles Land an sich zu reißen wissen. Weh denen, die Helden im Weintrinken sind und tapfere Männer beim Mischen des Rauschtranks, die um Bezahlung den Schuldigen freisprechen, und dem Unschuldigen sein Recht entziehen! Weh denen, die des Herrn Weinberg abweiden, und geraubtes Gut in ihren Häusern aufspeichern, vergl. Jes. 3, 14. Voll Zorn wendet er sich gegen den Dünkel der reichen eitlen Damen, die auf den Straßen Jerusalems einherstolzieren, mit hochmütig gerecktem Hals, frechen Blicken und klirrenden Fußspangen; fürwahr, Gott will ihnen ihren Hochmut austreiben! Statt Balsam gibt's Moder, statt der Schärpe den Strick, statt kunstvoller Locken die Glatze, statt des Prachtmantels das härene Gewand, Brandmal statt Schönheit! (Jes. 3, 16—24). Wenn die Männer im Kampfe erschlagen, bleibt den Frauen und Töchtern nur die Klage, und es soll dahin kommen, daß sich sieben Frauen an einen Mann hängen: „Wir wollen unser eigen Brot essen und selbst uns kleiden, laß uns nur nach deinem Namen genannt werden, daß nur von uns genommen werde die Schmach! Die Schmach der Witwenschaft und Ehelosigkeit!" (Jes. 4, 1).

Mit einzigartiger Charakteristik weiß Jesaia die soziale Auflösung in einem untergehenden Staatswesen zu beschreiben. Schon ist's dahin gekommen, daß Knaben und Weiber in Juda herrschen. Es soll noch schlimmer werden! Die Leute sollen sich gegenseitig mißhandeln, einer den andern, der Freund den Freund. Der Knabe wird auffahren gegen den Greis, die Jugend verliert jede Scheu vor dem Alter, und der Lump wird frech gegen den Edlen. Schließlich mag niemand mehr über den zuchtlosen Haufen herrschen: wenn einer seinen Verwandten, der aus edlem Geschlecht stammt,

packt und spricht: Du hast noch ein Obergewand, sei unser Gebieter, d. h. du siehst doch noch einigermaßen repräsentabel aus, du kannst unsern Fürsten machen, so schreit der: ich mag nicht Wundarzt sein, danke vielmals für die Ehre, habe selbst weder Brot noch Kleid, macht mich nur ja nicht zum Gebieter über dieses Volk! (Jes. 3, 5—8). Jesaia, der aus vornehmem Hause stammte, urteilt hier durch und durch als Aristokrat. Er weiß, wie der Pöbel, wenn erst die bisherige Ordnung aufgelöst ist, doch, wenn er nur kann, nach einem Mann mit Namen und Geschlecht greift, daß er Führer der Bewegung werden soll; man fühlt sich daran erinnert, wie z. B. die aufrührerischen Bauern Götz von Berlichingen zum Anführer haben wollten, oder wie der französische Pöbel sich an den Grafen Mirabeau hing.

Haben wir in Jesaia einen hochstehenden vornehmen Mann vor uns, der zeitweise die Politik des judäischen Staates wesentlich zu bestimmen wußte, der mit Fürsten und Königen als mit seinesgleichen zu verkehren gewohnt war, so hören wir in Micha von Moreschet den Vertreter der kleinen Leute, insonderheit der Landbevölkerung sprechen. Sein ganzer Zorn richtet sich gegen die Herren in der Hauptstadt, die mit ihrer verkehrten Politik immer wieder die Feinde ins Land brachten — wer hatte denn den Schaden zu bezahlen, wenn nicht der Bauer! — die daneben die kleinen Leute auf dem Lande aussogen und bedrückten, um den Gewinn in der Stadt zu verprassen. Höret doch! ruft er aus: Ihr Häupter Jakobs und ihr Gebieter des Hauses Israel, wäre es nicht an Euch, zu kennen das Recht? Ihr aber laßt das Gute dahinten und tut das Böse. Den Leuten zieht Ihr die Haut vom Leibe und das Fleisch von den Knochen. Ihr baut Zion mit Blutvergießen und Jerusalem mit Frevel. Ihr sprecht Recht um

Geld, und laßt Euch bezahlen für jeden Ausspruch: darum aber soll Zion zum Ackerfeld, Jerusalem zum Trümmerhaufen und der Tempelberg zur waldigen Höhe werden! (Micha 3).

Und nicht anders hören wir endlich auch Jeremia über die sozialen Zustände seiner Zeit urteilen. Weh dem, der sein Haus mit Sünden bauet und seine Gemächer mit Unrecht! Der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt und gibt ihm seinen Lohn nicht! (Jer. 22, 13). Er hat mit dieser Drohung zunächst den ungerechten König Jojakim (609—597) im Auge; aber wie er, so machten es die Großen im Lande: ihre Häuser waren angefüllt mit betrügerischem Erwerb, so sind sie groß und reich geworden, feist und glänzend von Fett. Aber die Sache der Waisen kommt nicht vor sie und für das Recht der Witwen treten sie nicht ein. Keiner kann dem andern mehr trauen, denn der Bruder übt Hinterlist gegen seinen Bruder, einer hintergeht den andern, und alle, alle sind nur auf eins aus, den Gewinn. Wir haben an einer Stelle noch ein Wort Jeremias vor uns, das uns den Eindruck schildert, den er bei seiner ersten Anwesenheit in Jerusalem von der Hauptstadt empfing. Als Priestersohn war er in Anathot auf dem Lande aufgewachsen. Als er nach Jerusalem kam, war er ganz entsetzt über das Hasten und Jagen in der großen Stadt. Wo er nur hinhorchte, merkte er, wie alle die Leute in ihrem Trachten nach Gewinn jegliche Scheu außer acht ließen. Sie belogen und betrogen ihn, wo sie nur konnten. Hielt er ihnen ihr Unrecht vor, so lachten sie. Keinem fiel es ein zu sagen: Was habe ich getan?! Alles rannte dahin im Kampf um den Erwerb, wie ein Roß dahinstürmt über das Blachfeld (Jer. 8, 5. 6). Man scheute sich weder vor Gott noch dem eigenen Gewissen, Recht und Sitte, Billigkeit und Redlichkeit gab es nicht mehr. Wie es in

Jerusalem stand kurz vor der Zerstörung der Stadt, zeigt ein Vorkommnis, das uns ebenfalls durch das Buch Jeremias erhalten ist, mit besonderer Deutlichkeit. In der Bedrängnis der Belagerung von 588 erinnerte man sich der Bestimmung des Gesetzes, wonach hebräische Sklaven und Sklavinnen nach sechsjähriger Dienstzeit freigelassen werden sollten, und ließ alle hebräischen Sklaven frei. Als aber die Babylonier wegen eines herannahenden ägyptischen Entsatzheeres die Belagerung aufhoben, fing man die Freigelassenen wieder ein und zwang sie aufs neue zum Dienst! Jeremia verkündigt um dieses Frevels willen Jerusalem den sicheren Untergang (Jer. Kap. 34).

III.

Jeremias Drohung, die er 40 Jahre lang immer neu hatte erschallen lassen, erfüllte sich. Das Gericht brach herein über die Stadt, und das Volk von Juda ward weggeführt aus seinem Lande. Damit brach auch für die soziale Geschichte des Volkes eine völlig neue Periode an. Das babylonische Exil war ja keine Gefangenschaft in Ketten und Kerker, sondern nur eine Art Zwangskolonisation, und trotz alles Schmerzes über den Verlust der Heimat gewöhnten sich die Exulanten rasch im Lande ein. Babylonien befriedigte die Bedürfnisse einer Ackerbau treibenden Bevölkerung viel leichter als das steinige dürre Palästina, rasch wußten die Juden sich dort Besitz und bald auch Einfluß zu erwerben, und als Cyrus die Erlaubnis zur Rückkehr erteilte, blieben viele gern zurück. Diejenigen, welche den Zug in die Heimat unternahmen, fanden dort nicht, was sie erwartet hatten. Das Land war unfruchtbar geworden. Viele Strecken hatten die Nachbarn besetzt; Dürre, Plackereien von den unter Kambyses

nach Ägypten ziehenden Heeren mehrten die Not. Der begonnene Tempelbau blieb in den Anfängen stecken, nichts wollte vorwärts gehen. Die Stadt blieb arm an Bewohnern; allgemein herrschte Elend. Die Reicheren suchten sich durch Verheiratung mit den angeseheneren Geschlechtern der Umgegend zu stärken, und begannen sehr bald in der alten Weise auf die Ärmeren und wirtschaftlich Schwächeren zu drücken. Da diese zugleich die religiös Strengeren waren, trat immer deutlicher zu dem sozialen ein religiöser Gegensatz hinzu, und es entwickelte sich jene merkwürdige Gleichsetzung von arm = fromm, reich = gottlos, eine Gleichung, die in der Folgezeit oft verhängnisvoll geworden ist. Wie lange sie nachgewirkt hat, bis in das Frömmigkeitsideal des Mittelalters und noch weiter, ist bekannt. Nur in der grauen Vergangenheit gab es noch Reiche, die wirklich fromm waren, Abraham, Isaak, Jakob, Hiob und solche Leute; in der Gegenwart aber sind die Reichen die Gottlosen, die Armen, Elenden sind auch die vor Gott Demütigen, die Frommen. Mit welcher Rücksichtslosigkeit die Gewinnsucht der Reichen die Verlegenheit der Armen auszunützen wußte, zeigte sich besonders deutlich beim Mauerbau Nehemias (444). Nehemia hatte das ganze Volk zu dem gemeinsamen Werke, dem Bau der Mauern Jerusalems, zusammenberufen, und alles, gerade auch die Landbevölkerung beteiligte sich mit großem Eifer. Die Leute ließen ihre Äcker und Weinberge stehen und bauten mit in Jerusalem. Nun trat gleichzeitig auch noch Dürre ein, so daß sie bald in Not gerieten. Die Reicheren waren erbärmlich genug, sich das zu nutze zu machen. Sie ließen die Armen ihre Felder und Weinberge verpfänden, ja selbst ihre Kinder nahmen sie als leibeigene Sklaven gegen Vorschußzahlungen in ihren Dienst; wenn der persische Steuerbeamte kam und die königliche Steuer verlangte,

schossen sie das Geld vor und nahmen dafür Landbesitz, Weinberge und sonstige Habe weg, ja sie nötigten einzelne ihrer Volksgenossen dazu, sich selbst als Hörige zu verkaufen. Kein Wunder, daß bald allgemeiner Unwille herrschte. Die Mißstimmung war so groß, daß es der ganzen Energie Nehemias bedurfte, um das nationale Werk nicht an diesen Irrungen scheitern zu lassen. Er stellte den Vornehmen ihren schmutzigen Geiz vor Augen: „Ihr schämt euch nicht auf Wucher zu leihen, jetzt! in diesem Augenblick! Wir in der Zerstreuung haben, wo wir konnten, unsere Brüder losgekauft aus der Knechtschaft, und ihr wollt eure Brüder in der Heimat zu Sklaven machen? Augenblicklich gebt ihr Felder, Weinberge, Häuser zurück und erlaßt eure Forderungen an Getreide, Most und Öl, und was ihr sonst geliehen habt!" Der Eindruck seiner Persönlichkeit und sein eigenes Vorbild wirkten doch so stark, daß die Reichen unter dem Druck der öffentlichen Meinung einfach nachgeben mußten. (Neh. 5.)

Aber solche Ausnahmefälle zeigen doch nur, wie es in Wahrheit auch in diesen Zeiten stand, und wie die Sucht des jüdischen Charakters nach Besitz immer neue soziale Schwierigkeiten schuf. Zwar wurde daneben die Freigebigkeit und Mildtätigkeit in weitem Maße geübt. Zu dem Ideal des Frommen, wie es im 31. Kap. des Buches Hiob beschrieben wird, gehört auch, daß er sprechen kann:

Hab ich den Armen abgewiesen,
Ließ ich der Witwen Aug' verschmachten,
Hab ich allein mein Brot gegessen,
Und teilte es nicht mit der Waise,
So möge meine Achsel aus der Schulter fallen,
Mein Arm zerbrechen aus seiner Röhre! Hiob 31, 16—22.

Und ebenso zeigen die späteren Bücher, Tobit und die Weisheit

Jesus', des Sohnes Sirachs, daß die Wohltätigkeit gegen Arme hoch in Ehren stand, und als selbstverständliche Pflicht des Frommen galt. Wird ihr doch geradezu die Kraft zugeschrieben, Sünden zu sühnen, d. h. Strafen für Sünden abzuwenden. Aber natürlich vermochte die Wohltätigkeit nicht, die tiefe soziale Kluft zu überbrücken, die durch das Volk ging, und die sich mehr und mehr zu einer auch religiösen Kluft umgestaltete.

In den langen dunkeln Jahrhunderten von Nehemia bis zum Aufstand der Makkabäer bildete sich denn auch eine ganz eigentümliche soziale Gruppierung in Juda heraus, die zu interessanten Umwälzungen führen sollte.

IV.

In der Diaspora entwickelte sich seit der Zeit Alexanders des Großen allmählich das jüdische Handelstalent. Die Juden ließen sich in allen größeren Städten und Handelsplätzen, vor allem in Ägypten, nieder und wußten durch Fleiß, geschickte Arbeit, umsichtigen Betrieb ihrer Geschäfte sich überall zu unentbehrlichen Geldlieferanten zu machen. In Palästina dagegen blieb weitaus der größte Teil des Volkes noch beim Ackerbau. So blieb es bis zur 2. Zerstörung Jerusalems durch Titus und bis zu den großen Aufständen unter Trajan und Hadrian. Auf dem Lande und bei der ärmeren Bevölkerung in den Städten hatte auch die jüdische Frömmigkeit ihre festesten und treusten Anhänger. Das Ideal solcher jüdischen Bauernfrömmigkeit ist uns z. B. in dem Testament Issachars, einer apokryphen Schrift aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts, beschrieben. Grundtugend des frommen Mannes ist die Einfalt. Einfältig und schlicht arbeitet er in harter Arbeit auf dem Felde und wartet den Segen Gottes ab.

Jegliche erste Frucht bringt er dem Priester, er ist genau mit dem Zehnten und allen Abgaben; dann sorgt er für seinen Vater, und dann erst, heißt es, kommt er selbst an die Reihe. Den Armen und Bedrängten hilft er jederzeit. Er begehrt nicht Geld und übervorteilt nicht, verlangt nicht nach mannigfaltiger Speise, ausgezeichnete Kleidung will er nicht; lange Zeit zu leben setzt er nicht voraus, sondern wartet allein den Willen Gottes ab, er liebt den Herrn und den Nächsten, erbarmt sich des Armen und Schwachen. Sein ganzes Interesse geht auf seine Arbeit auf dem Felde. Fest ist sein Glaube, daß Gott Frömmigkeit und Wohltätigkeit durch um so reicheren Segen lohnt; habsüchtig zu sein, um jeden Preis reich werden zu wollen ist gefährlich und führt von Gott ab.

Das sieht man am deutlichsten an den Reichen selbst. Denn der Schicht der einfachen Bevölkerung steht eine andere, die Partei der Reichen, der Gottlosen gegenüber. In der Beschreibung ihrer Gottlosigkeit sind die jüdischen Schriften sehr ausführlich; weniger durchsichtig sind die sozialen Verhältnisse, die dabei vorausgesetzt sind. Daß die Reichen die Armen bedrücken und aussaugen, wo sie können, daß sie das Recht verkehren, wie jene Ältesten, die die unschuldige Susanna verklagten, weil sie selbst der bösen Lust unterlagen, dergleichen ist nichts wesentlich Neues. Auffallender ist, daß wir vor anderen gerade unter den vornehmen und reichen Priestern die Gottlosen zu erkennen haben. Sie waren vermöglich geworden durch ihre reichen Einkünfte; sie neigten sich zuerst und am meisten den Strömungen zu, welche seit Alexander dem Großen auch das Judentum umzugestalten und in eine orientalisch-hellenistische Mischreligion zu wandeln suchten. Dieser Abfall von den väterlichen Sitten war in den Augen der

Frommen eine besonders schwere Versündigung. Wohin sollte es führen, wenn man erst anfing, die Beschneidung aufzugeben, die Speisegebote zu verachten, griechische Sitten mitzumachen, wie das in den Kreisen der vornehmen Jerusalemer Jugend üblich wurde? Hatte doch Antiochus gar in Jerusalem ein griechisches Gymnasium errichtet, und die Priester schämten sich nicht, den Dienst des Altars im Stiche zu lassen, um den Spielen zuzusehen! Wir sehen wieder die Einigung des sozialen mit einem religiösen Gegensatz!

Durch die Zuspitzung dieses nationalen und sozialen Gegensatzes wird eine andere Schicht allmählich ganz beiseite geschoben, die bisher eine wichtige Rolle gespielt hatte: es war der Stand der „Weisen". Ihr bekanntester Vertreter ist der Siracide. Ein hochstehender, weitgereister Mann mit ausgedehnter Lebenserfahrung legt er in seiner umfänglichen Schrift die Lebensanschauung nieder, die er sich schließlich errungen hat. Sie ist eine merkwürdige Mischung von nationaljüdischer Frömmigkeit, flachem Utilitarismus und ehrenhafter, sittlicher Festigkeit, verbunden mit einem starken Einschlag von aristokratischem Bildungsstolz. Wie kann einer klug werden, der hinter dem Pflug hergehen muß? fragte er. Alle die Leute, die praktisch arbeiten müssen, Schlosser und Schmiede, Bauhandwerker und dergl., sind ja recht nötig und nützlich, sogar der Arzt ist von Gott geschaffen, wiewohl Sirach nur dem Sünder wünscht, daß er in seine Hände falle, aber der wahre Lebensberuf ist der, den der Weise hat. Er studiert das Gesetz und das Leben und weiß, wie man das Gesetz in das Leben einführt. Ihn hört man im Rate, vor ihm beugt man sich auf dem Markte: er ist das Ideal, dem der Edle zustrebt. Auch Sirach kennt bereits die eindringenden hellenistischen Ideen, die laxe griechische Lebens-

auffassung und weist sie scharf zurück. Er will nichts wissen von diesen Gottlosen und warnt davor, ihnen Wohltaten zu erweisen, Gott tue das ja auch nicht, aber er ist in seiner aristokratischen Höhe doch weit von der schlichten Frömmigkeit der jüdischen Landbevölkerung entfernt.

Und nun sehen wir ein merkwürdiges Schauspiel sich vollziehen. Antiochus IV. Epiphanes verbietet die jüdische Religion. Der Aufstand bricht los. Judas Makkabäus und seine Brüder werfen die Syrer nieder. Sie stützen sich fast ganz auf das Landvolk und die „Frommen", wenigstens am Anfang. Die Gottlosen, die Griechenfreunde, werden mit dem Schwert verfolgt: Weh denen, die in die Hände der Frommen fielen! Judas machte, daß die Gottlosen verschwanden! Die priesterliche Aristokratie wird nach Ägypten verdrängt, an ihre Stelle tritt die hasmonäische Familie; durch feierlichen Beschluß des Volkes erhält Simon, der Bruder des Judas Makkabäus, das Hohepriestertum übertragen. Die Reste der alten Aristokratie verschmolzen mit dieser neuen rasch zu einer neuen Gruppe von „Gottlosen".

Und die Frommen? Nicht lange gingen sie mit den Makkabäern Hand in Hand. Jene wollten ihre Herrschaft begründen und ausbreiten, diese waren zufrieden, des Gesetzes leben zu können. Aber wie es zu geschehen pflegt, wenn niedrige Schichten mit einem Mal in die Höhe geschoben werden: sehr bald spaltet sich die neue Schicht wiederum. Unter den Frommen bilden sich zwei Typen: die Separatisten, die sich mit besonderer Energie bemühten, das Gesetz in seinen kleinsten Einzelheiten zu erfüllen, es bis ins einzelnste zu studieren, alles, was irgend an Heidentum und Unreinheit erinnerte, zu meiden: es sind die Pharisäer und die Ausleger des Gesetzes, die Schriftgelehrten.

Neben ihnen bleibt im einfachen Volke eine schlichtere, weniger reflektierte Frömmigkeit bestehen, die vor allem von einer lebendig ausgestalteten Zukunftshoffnung zehrt. Es sind die Kreise, in denen die messianische Hoffnung und die eschatologischen Zukunftserwartungen lebten, in denen man sich an Apokalypsen erbaute, wo mancherlei phantastische Spekulation, von den Schriftgelehrten mißtrauisch betrachtet, ihr Wesen trieb. Auch sie bezeichnen sich mit Vorliebe als die „Armen“ und hofften für die Drangsal, die ihnen von den Gottlosen in der Gegenwart bereitet wurde, um so reichere Entschädigung in einem herrlichen Jenseits.

Es gab unter ihnen naturgemäß ziemlich verschiedene Typen. Da waren Kreise von Frommen, die am liebsten mit dem Schwert in der Hand dem Kommen des Himmelreichs nachgeholfen hätten, wilde fanatische Eiferer, aus deren Mitte sich immer neue falsche Messiasse erhoben. Es gab quietistische Kreise, welche einzig und allein von Gottes wunderbarem Eingreifen Rettung erwarteten, die jeden Druck der Fremden, jede Gewalttat der Reichen sich ruhig gefallen ließen, in der festen Zuversicht, je schlimmer es wird, desto näher das Ende — schon zu der Makkabäer Zeiten hatten sich einmal etwa 1000 Juden ohne Gegenwehr niederhauen lassen, bloß um das Sabbatgebot nicht zu verletzen. — Die stark gespannte Hoffnung auf das Jenseits führte wieder andere dazu, das Streben nach Besitz überhaupt als verwerflich anzusehen; der wahre „Arme“ lebt *freiwillig* in Not und Mangel, weil es ihm nur um das Jenseits zu tun ist. Es bildeten sich Sekten, in denen Gütergemeinschaft gehalten wurde, wo die Sklaverei und manchmal sogar die Ehe verworfen wurde — sie alle gehörten zu den „Armen“, den „Frommen“. Namentlich in Galiläa und in der Landschaft von Judäa erhielt sich diese

Frömmigkeit der „Armen". Aus derartigen Kreisen stammten die Eltern und Verwandten Jesu, ebenso seine Jünger, und für das Verständnis der Worte Jesu ist die Kenntnis dieser sozial-religiösen Gruppierung und ein Einblick in die soziale Zerfahrenheit des damaligen Judentums von grundlegender Wichtigkeit. Nur von hier aus erkennt man völlig, wie alle die Worte Jesu, die so oft im Sinne irgend eines sozialen oder wirtschaftlichen Programms mißverstanden worden sind, in Wahrheit ganz anderen, nämlich religiös-sittlichen Inhalt und damit ewig bleibende Bedeutung haben. Jesus organisierte keine Armenfürsorge und forderte keine Gütergemeinschaft, aber er wollte, daß seine Jünger barmherzig seien wie der Vater im Himmel, daß sie nicht sorgten um ihr Leben. Er wollte, daß sie nicht glauben sollten, durch Sammeln von Schätzen sich sichern zu können wie jener törichte Reiche, der nicht reich war in Gott. Er hat mit furchtbarem Ernst die Seelengefahr geschildert, die der Reichtum seinem Inhaber bringt, aber wie dem Reichen, so ist es jedem andern unter den Menschen unmöglich, selig zu werden: nur bei Gott sind alle Dinge möglich. Er hat an den Tischen der reichen Zöllner gegessen, und seine Jünger bezeugten ihm, daß sie niemals Mangel gehabt hätten, so lange er bei ihnen war, und dabei konnte er doch von sich sagen: des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. Jesus ganzes Wirken und Lehren läßt sich nach der sozialen Seite hin ebensowenig in die damalige Parteigruppierung einreihen wie nach der religiösen: so sehr das, was er sagt, konkret und anschaulich in der Zeit steht, in der er lebte, so sehr ist es seinem wahren Inhalt nach von dieser Zeit unabhängig und von ewiger Giltigkeit.

Dies näher auszuführen ist hier unmöglich, aber doch war diese Abschweifung nicht überflüssig. Denn sie gibt uns einen Fingerzeig, wie unsere Zeit und ihre sozialen Probleme von der Heiligen Schrift aus beleuchtet werden sollen und müssen.

V.

Da ist denn vor allem eins festzuhalten: Es ist prinzipiell verfehlt, irgend eine national-ökonomische, wirtschaftliche, hygienische oder sonstwie auf den äußeren Betrieb des sozialen Lebens bezügliche Forderung aus der Bibel, Altem oder Neuem Testament, unmittelbar abzuleiten. Wir nennen das mit vollem Recht unevangelisch und speziell unlutherisch; ganz besonders unlutherisch ist die Betonung des Alten Testaments in solchen Fragen. Wir erkennen einen ganz besonderen auszeichnenden Vorzug Luthers darin, daß er z. B. den Schwärmern gegenüber, die sich auf das Alte Testament beriefen, nicht nur immer wieder auf das Neue sich stützte, sondern daß er vor allem stets aufs neue als den eigentlichen Zweck des Wortes Gottes hervorhob, die Seelen, nicht die Leiber frei zu machen. Die Wiedertäufer von Münster waren es, die versuchten, ein Gottesreich nach alttestamentlichem Muster aufzurichten. Cromwell und seine Puritaner glaubten sich auf das Alte Testament berufen zu können, wenn sie, Psalmengesänge im Munde, ganze Städte schonungslos zusammenhieben. Wenn Franziskaner-Minoriten den Scheiterhaufen dafür bestiegen haben, daß sie behaupteten, Jesus und seine Jünger hätten nicht nur kein persönliches, sondern auch kein gemeinsames Eigentum besessen, so nennen wir das einen Heroismus, der auf falsche Wege geleitet war, — es fehlte die Geschichte und geschichtliches Verständnis! — und wir verwerfen es vom evangelischen Standpunkt aus, wenn

man die Worte Jesu, mit denen er seine Jünger unter Israel sandte, Matth. 10, Luk. 9 und 10, ohne weiteres auf den Missionsdienst der Gegenwart anwenden wollte. Kein Missionar wird mehr ohne Stab, ohne Schuhe, ohne Tasche ausgesandt, keiner bekommt mehr den Befehl, niemand zu grüßen auf der Straße, so gewiß alle den Befehl mitnehmen, sich zu beeilen in dem Werk des Herrn und dasselbe nicht lässig zu tun.

Ganz ebenso ist es verfehlt, aus der Bibel, speziell dem Alten Testament, Vorschläge und Ratschläge, Forderungen und Ordnungen in unsere sozialen Verhältnisse hineinzutragen, und dafür auch noch göttliche Autorität in Anspruch zu nehmen. Die Bibel ist nicht dazu da, Aufschluß zu geben über Maximalarbeitstag, Minimallohn, Akkordarbeit, Koalitionsrecht, Streikberechtigung und dgl. Sie hat ganz andere Zwecke und Absichten mit den Menschen und diese ihre heiligen und auf die Erlösung der verlorenen Menschheit gerichteten Zwecke sollen von uns in ihrer Reinheit bewahrt bleiben.

Aber die soziale Frage unserer Zeit ist eben nicht nur ein Konglomerat von national-ökonomischen Einzelproblemen; vielmehr handelt es sich bei ihr auch um Dinge, die tief in das *sittliche* Leben der Gesamtheit und des einzelnen eingreifen. Sie hat neben der technischen auch eine *ethische* Seite. Und in dieser Hinsicht bietet die Bibel und speziell auch das Alte Testament in der Tat wichtige, ja gerade heutzutage besonders beherzigenswerte Gesichtspunkte.

Zuerst müssen wir in diesem Zusammenhang allerdings einer *Schranke* gedenken, welche der israelitisch-jüdischen Kultur in dieser Hinsicht gesetzt war.

Wenn man die alttestamentlichen Gesetze und die Worte der

Propheten, die sich auf die sozialen Verhältnisse ihrer Zeit beziehen, durchliest, so fällt vor allem auf, wie aller Nachdruck auf die Personen und ihr sittliches, rechtliches, religiöses Verhalten gelegt wird, während dagegen die Organisation der Verhältnisse ganz zurücktritt. Von Anfang bis zu Ende wird geeifert gegen Ungerechtigkeit der Richter, gegen Bestechung u. dgl., aber der Gedanke, den Richter unabhängig zu stellen, daß er auf Geschenke nicht mehr zu rechnen braucht, wird niemals auch nur entfernt gestreift. So ist dem ganzen Orient ja auch Trennung von Justiz und Verwaltung etwas völlig Unbekanntes, dem Alten Testament auch die von Religion und Recht. Wie oft wird die Forderung aufgestellt, nicht falsches Maß, falsches Gewicht beim Handel zu gebrauchen; aber Organisationen zu treffen, die das erschweren oder verhindern, wird niemals auch nur versucht. Vor allem fehlte es zumeist an einer Macht, die das Recht, auch wenn es anerkannt und feierlich zugesprochen war, durchgesetzt hätte. Der Arme mochte Recht bekommen haben im Tor (wo die Ältesten Recht sprachen); aber wenn sich nicht ein Mächtiger seiner annahm, so blieb er doch im Unrecht. Darum wird der gerechte König auch so hoch geschätzt, „er richtet den Armen,“ heißt gerade zu: er hilft ihm zu seinem Recht. In der Tat lag damals an den Personen alles, die Institutionen waren wenig oder gar nicht organisiert. In einem uralten Kulturstaat wie Babylonien war man natürlich in dieser Beziehung viel weiter als in Israel, wie z. B. das Gesetz Hammurabis zeigt. Dort sind z. B. die Besitzverhältnisse der herrschenden Klasse genau abgegrenzt gegenüber dem Landbesitz der unterworfenen Bevölkerung, wir hören von einem eingehend ausgestalteten ehelichen Güterrecht; das Sklavenrecht, Adoptions- und Erbrecht, Depositalrecht, Miets-

verhältnisse u. s. w., alles ist genau geregelt, bis auf die Taxen für ärztliche Hilfeleistung, für gemietete Schiffe, Äcker, Häuser u. s. w. Was setzt es allein schon für eine straffe Organisation voraus, daß für einen Raubanfall, dessen Urheber nicht ausfindig gemacht werden kann, ohne weiteres der betreffende Ort haftbar gemacht wird! In solchen Punkten ist das israelitische Gesetz mit dem babylonischen allerdings nicht zu vergleichen. Organisatorische Talente waren in Israel überhaupt selten; und stets liegt, wo auch nur Organisation versucht wird, die Stärke des Entwurfes in der zu grunde liegenden Idee, nicht in der praktischen Durchführung und Anwendung. Ein klassisches Beispiel dafür ist der Landeinteilungsplan Ezechiels. Ezechiel will für alle Zeiten dem Aussaugesystem in Israel, der gewalttätigen Beraubung der Untertanen durch den König und dessen Haus ein Ende machen. Er weist in seinem Zukunftsplan dem Fürsten ein bestimmtes Landgebiet zu, von ihm darf er seinen Verwandten Geschenke machen, aber sonst von nichts. Auch die Priester und die Stadtbevölkerung bekommen ihr bestimmt abgegrenztes Landgebiet; die übrigen Stämme erhalten je ihren gleich breiten Streifen Landes, der vom Meer bis an den Jordan reicht. Damit ist das Land mathematisch genau abgeteilt, und ein vollkommener ideegemäßer Zustand hergestellt. Es ist keine Kunst, einen derartigen Entwurf als absolut undurchführbar zu bespötteln: will man ihm gerecht werden, so muß man auf die zu grunde liegende Idee, die Absicht des Propheten sehen; dann wird, was technisch unvollkommen erscheint, als ethisch wertvoll erkannt werden.

Und ganz dasselbe gilt für alle sonstigen Äußerungen der Propheten zu den sozialen Problemen ihrer Zeit, nicht minder für die ganze israelitische Gesetzgebung. Kulturell mag Hammurabis

Gesetz höher stehen, aber die Absicht des alttestamentlichen Gesetzes ist, einen ethisch und religiös vollkommenen Zustand zu schaffen oder doch als Ideal zu beschreiben, und in den Ideen, die hierzu geäußert werden, liegt das ewig Bleibende und Maßgebende. Wir können lernen an den Grundsätzen, welche die Propheten und das alttestamentliche Gesetz gegenüber der sozialen Frage ihrer Zeit vertreten, denn diese Grundsätze wurzeln in ewig gleichbleibenden, von Gott gewollten und durch das Gewissen aller Völker bestätigten Bedürfnissen und Forderungen der Menschennatur. Man versteht die alttestamentlichen Propheten ganz falsch, wenn man sie als soziale Reformer faßt. Sie gehen dem Elend und der sozialen Ungerechtigkeit zu Leibe, nicht aus sozialen Gründen, auch nicht aus abstrakten Humanitätsrücksichten, sondern lediglich aus religiös-sittlichen Motiven. Und was sie dabei vor allem leitet, ist die Gewißheit, daß es einen gerechten Gott gibt, der unter allen Umständen die Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit straft, die Bedrückung der Schwachen ahndet und so oder anders, früher oder später, aber einmal ganz gewiß mit seinem sichtbaren Gericht für das Recht und die Wahrheit eintritt. Diese Überzeugung, daß es ganz gewiß eine moralische Weltordnung gibt, daß jedes Unrecht sich straft, jede Lüge schließlich an sich selbst zu grunde geht, diese Überzeugung erfüllt alle Propheten, Amos und Hosea, Jesaia und Micha und Jeremia, alle in gleicher Weise; sie reißt sie hin zu unvergänglichen Worten, die an das Gewissen eines jeden unverdorbenen Menschen appellieren. Recht muß doch Recht bleiben! Und wenn nicht anders, so siegt das Recht in der vernichtenden Strafe! Macht nur immer so zu in eurer Ungerechtigkeit! Meint ihr, ein anderer werde triumphieren als der gerechte Gott? Mag Israel zu grunde gehen, die sittliche

Weltordnung bleibt. In dieser Gewißheit haben die Propheten und viel Tausende von Frommen des Judentums Ruhe gefunden gegenüber dem unerträglichen Eindruck der sozialen Ungerechtigkeit, die sie auf Schritt und Tritt damals umgab. Und ist's nicht wirklich so, daß keine andere Gewißheit solche Ruhe zu verleihen vermag wie diese? Möchte man nicht wirklich fragen: wie kann man überhaupt leben ohne diese Überzeugung?

VI.

Ein erstes ethisch fruchtbares Prinzip, welches zugleich unmittelbar die Gestaltung der sozialen Verhältnisse bestimmt, ist der Grundsatz des Alten Testaments, daß die Menschenwürde auch im Niedrigsten und Geringsten anerkannt und geachtet werden muß. Zwar birgt das israelitische Sklavengesetz noch mancherlei Rudimente einer niedrigeren Anschauung, so z. B. erinnere ich an die schon erwähnte Bestimmung, daß, wer seinen Sklaven tötet, nur dann gestraft werden soll, wenn derselbe unter den Schlägen sofort gestorben ist, Ex. 21, 20 f., daß das Weib und die Kinder eines Sklaven, der im 7. Jahr entlassen wird, dem Herrn gehören, Ex. 21, 4, und dgl. Aber solchen Bestimmungen steht gegenüber z. B. das Gesetz, daß, wer einem Sklaven das Auge ausschlägt, ihn frei lassen muß, Ex. 21, 26, daß man einen Sklaven, der seinem Herrn entflohen ist (gemeint ist wohl der fremdländische Sklave) nicht ausliefern darf, Deut. 23, 16. 17, vor allem, daß die Sklavin, die der Herr einmal gebraucht hat, nicht wieder als Sklavin verkauft werden darf: entweder muß er sie behalten oder frei entlassen, und wer seinem Sohn eine Sklavin gibt, soll sie wie eine Tochter behandeln, Ex. 21, 9—11. Vor allem ist im Gegensatz zu den entsetzlichen Roheiten, die bei der Eroberung von

Städten üblich waren, bemerkenswert, daß nach israelitischem Gesetz, wer eine Kriegsgefangene zum Weibe nehmen will, ihr einen vollen Monat Trauerzeit lassen muß, ehe sie seine Gattin werden kann, und daß er, wenn dies einmal geschehen ist, sie nie wieder als Sklavin verkaufen darf, Deut. 21, 10—14. An unsern Anschauungen gemessen, scheinen diese Beispiele eher die Niedrigkeit der sozialen Anschauungen jener Zeit zu beweisen; geschichtlich betrachtet, in den Zusammenhang der antiken Anschauungen gestellt, zeigen sie wenigstens für Vorderasien eine höchst bemerkenswerte Tendenz zur Anerkennung der Menschenwürde auch im Geringsten. Es ist charakteristisch, daß das Alte Testament entehrende Bestrafung auch eines Schuldigen verbietet, Deut. 25, 1—3, daß die grausamen Verstümmelungen, wie sie z. B. das Gesetz Hammurabis mehrfach für die Sklaven vorschreibt, nicht erlaubt sind (mit einer einzigen Ausnahme, Deut. 25, 11 f.), wie überhaupt raffinierte Grausamkeit, bewußtes Martern und dgl. durchaus nicht im Charakter des israelitischen Volkes lag; nur aus dem religiösen Aberglauben entspringen gelegentlich derartige Scheußlichkeiten. Im Ganzen aber läßt sich das Prinzip nicht verkennen, das, wenn auch noch nicht klar erkannt und noch weniger wirklich durchgeführt, hier doch nach Gestaltung ringt; es ist die Anerkennung des Menschen als sittlicher Persönlichkeit, die Gewißheit, daß dem Menschen als Menschen eine unantastbare und unverlierbare Würde eignet, die unbedingt respektiert werden muß.

Ein zweiter Grundsatz, den das Alte Testament in immer neuer mannigfaltiger Form einzuschärfen sucht, ist die Forderung, daß jeder Mensch unbedingt verpflichtet ist, für die vitalen Interessen des andern einzustehen, daß insonderheit die Höherstehenden verantwortlich sind für die Niedrigeren. Die Forderung,

seinen Nächsten, d. h. zunächst den Volksgenossen zu lieben wie sich selbst, ist freilich keine soziale, sondern eine rein ethische: soziale Probleme lassen sich damit nicht lösen. Aber es liegt nahe, daß ein Gesetz, in dem unter anderen auch eine solche umfassende Forderung aufgestellt wird, auch in andern Punkten eine starke humane Tendenz zeigen muß. Und so verhält es sich auch. Es wird zwar nirgends über die letzten Gründe des Altruismus oder Egoismus reflektiert; von angeborenen Trieben und ursprünglichen Menschenrechten ist keine Rede. Es wird für soziale und humane Forderungen auch gar keine Begründung für nötig gehalten; sie werden vielmehr einfach als göttlicher Wille aufgestellt, und zwar mehr in konkreter Einzelanwendung als in umfassenden Prinzipien, die natürlich darum doch vorhanden sind. Überall tritt zunächst das israelitische Recht für die Sache der Armen, Hilflosen, Unterdrückten ein, mit gutem Grunde: denn jener Reiche in der Parabel Nathans, der dem Armen sein einziges Lämmlein nimmt, nur um seine eigenen großen Herden zu schonen, ist gewiß nur ein typisches Beispiel; im Gleichnis auftretend doch ein Bild aus dem wirklichen Leben. Schaffet den Waisen Recht! führet der Witwen Sache! ruft Jesaia dem Volke zu, — das ist der rechte Gottesdienst, nicht opfern und Feste feiern und Lieder plärren, Jes. 1, 11—17. Sodann: Wie oft werden die Oberen, die Leiter des Volks von den Propheten darum angegriffen, daß sie sich um die Geringen nichts kümmern, sondern sie zu Falle kommen lassen, daß sie, statt Hirten der Herde zu sein, vielmehr reißenden Wölfen gleichen, die in die Herde einbrechen und rauben, Ez. 34! Unverantwortlich ist es, daß sich Israels Fürsten nicht kümmern um den Schaden Josephs, den sie doch kennen, daß sie sich lieber in maßloser Völlerei über den Ernst der Sachlage hinwegtäuschen,

daß die Leiter Judas die heillose Krankheit ihres Volkes leichtsinnig heilen wollen und nur immer sprechen: Friede, Friede! da doch kein Friede ist! Jer. 8, 11.

Neben diesen Prophetenworten stehen weiter gesetzliche Bestimmungen, welche uns nicht nur in die israelitische Volkssitte manch interessanten Einblick tun lassen und zeigen, daß Israel nicht ohne Grund sich den Kanaanitern auch sittlich überlegen wußte, sondern die auch vom Gebiet sozialen Lebens bereits in das der ethischen Betätigung hinüberführen. So soll man den irregehenden Ochsen oder Esel seinem Herrn zurückbringen, Deut. 22, 1—4. Selbst dem Feinde soll man sich nicht entziehen. An dem Dach des Hauses soll man ein Geländer anbringen, damit nicht Blutschuld auf das Haus komme, wenn jemand herabstürzen würde, Deut. 22, 8. Wer einen als stößig bekannten Stier frei laufen läßt, soll, wenn ein Unglück durch das Tier geschieht, als Mörder mit dem Tode bestraft werden, Ex. 21, 29 (Lösegeld in diesem Falle zugelassen, V. 30). Die Verlegenheit des Volksgenossen soll man nicht ausnützen; dem, der borgen will, sich nicht entziehen. Dem Tagelöhner soll man seinen Lohn noch am selben Tage geben, und wenn man ein Pfand nimmt für eine unbezahlte Schuld, soll der Gläubiger nicht in das Haus des Schuldners eindringen, sondern warten, bis dieser es herausbringt. Nachdrücklich bemüht sich das Gesetz, dem Verschuldeten die Möglichkeit eines Neuanfangs zu verschaffen. Nicht nur soll er im 7. Jahre wieder frei werden, wenn er in Schuld-Sklaverei geraten ist; im 50. Jahre soll sogar aller verkaufte Grundbesitz wieder in die Hände des ursprünglichen Besitzers zurückfallen, Lev. 25 — eine Bestimmung, die allerdings niemals durchgeführt worden ist, — und schon jedes 7. Jahr soll ein Schuldennachlaß eintreten, Deut. 15,

1—11, eine Vorschrift, die in früherer Zeit ebenfalls nicht eingehalten, und in späterer Zeit durch eine echt rabbinische Zusatzbestimmung umgangen wurde. Was uns hier interessiert, ist nur das zu grunde liegende Prinzip, nicht die technisch unvollkommene Anwendung. Es ist ja klar, daß, wenn jedes Darlehen im 7. Jahre einfach erlassen werden soll, niemand mehr geneigt sein wird, Geld herzuleihen, es sei denn zu Zinsen, die das Kapital überschreiten, — so mag es allerdings als Wohltat empfunden worden sein, als Rabbi Hillels Autorität die Umgehung dieses Gesetzes deckte. Und ebenso steht es mit dem Rückfall des Grundbesitzes im 50. Jahre. Derartiges läßt sich nicht durchführen, ist aber um der zu grunde liegenden Idee doch von großer Bedeutung. Es soll nicht dahin kommen, daß es nur große Latifundienbesitzer und abhängige Hörige gibt. Jeder freie Israelit soll sein Stammland behalten in seinem Geschlecht. Nur dadurch erhält sich die gesunde Volkskraft.

Als ein weiterer nicht unwichtiger Gesichtspunkt mag erwähnt werden, daß das Gesetz sowohl als die Propheten mit unermüdlicher Energie darum kämpfen, die Gleichheit aller vor dem Gericht und in der Rechtsprechung durchzusetzen. Die Sklaven freilich werden, wie überall, auch hier ausgenommen, aber davon abgesehen wird nicht leicht irgendwo so entschieden betont, daß der Richter die Person nicht ansehen dürfe, wie im Alten Testament. Den Vornehmen sollst du nicht begünstigen, Ex. 23, 3; Geschenk nicht annehmen: es blendet der Sehenden Augen und verkehrt gerechte Sache, Ex. 23, 8. Aber auch die Partei des Geringen sollst du nicht ergreifen, Lev. 19, 15 — auch davor mußte bezeichnenderweise gewarnt werden! Wir sahen bereits, daß es in Wirklichkeit an der Gerechtigkeit gegen die Geringen und

Schwachen sehr oft gefehlt hat, aber wenn die Wirklichkeit hinter der Idee zurückbleibt, muß darum doch die Idee selbst in ihrer Bedeutung anerkannt werden.

Es ist nur die Kehrseite dieser Forderung, daß das Alte Testament die Verschiedenheit einzelner Stände, den Unterschied von Hoch und Nieder, Arm und Reich, Vornehm und Gering überall als etwas Selbstverständliches und Ordnungsgemäßes voraussetzt. So ist es nicht, weil es nach den Gesetzen menschlicher Kulturentwicklung so sein muß, sondern weil Gott es so will. Er hat Arm und Reich geschaffen, und darum müssen sie nebeneinander sein. Es ist ein unseliger Zustand, wenn solche Ordnungen verändert und gestört werden, wenn es keinen König im Land gibt, wenn jeder tut, was ihm gut deucht; es ist ein Unheil, wenn Weiber und Buben herrschen statt der Männer, wenn sich der Geringe erhebt wider den Edlen. Arme wird es allezeit unter euch geben, heißt es 5. Mose 15, 11, und ebenso auch Reiche. Der Reichtum wird, wie irdischer Besitz überhaupt, nirgends in asketischer Geringschätzung verachtet: er ist und bleibt ein Segen Gottes, wenn auch nur die wahrhaft Frommen imstande sind, ohne Schaden Reichtum zu besitzen. Daß das Recht auf persönliches Eigentum überall als selbstverständlich vorausgesetzt wird, liegt auf der Hand, wird diese Idee doch sogar auf die Gottheit übertragen. Einem reichen und mächtigen Könige wird kein Vorwurf daraus gemacht, daß er sich einen glänzenden Palast baut; wohl aber wird den Vornehmen zur Zeit Jerobeams II., die vom Raub der Armen leben, ihr sinnloser Luxus vorgehalten, — die Anschauung des Alten Testaments zeigt hier die vollkommen richtige, nüchterne, aber sittlich ernste Beurteilung der Wirklichkeit. Füllet die Erde und machet sie euch untertan, lautet die göttliche

Schöpfungsordnung: Gott will, daß die Menschen sich die Erde aneignen, sie sich unterwerfen und für sich benützen. Keine Spur von Kulturfeindlichkeit! Gott will die Arbeit und will, daß sie dem Arbeitenden Gewinn bringe. Das irdische Gut soll der Fromme ansehen als Geschenk der göttlichen Gnade, als solches darf er es auch brauchen. Nirgends wird Besitzlosigkeit, freiwillige Besitzentäußerung oder gar das Leben von den Wohltaten anderer als Ideal hingestellt.

Von selbst führt uns dies zu der Frage, wie das Alte Testament überhaupt von der Arbeit denkt. Im Ganzen finden wir verhältnismäßig wenig darüber gesagt, und es erklärt sich dies aus den damaligen Kulturverhältnissen ganz von selbst. Eine eigenartige, aber gewaltige Idee finden wir gleich auf dem ersten Blatt der Bibel ausgesprochen. Gott schafft sechs Tage und ruht am siebenten. Offenbar soll der Mensch hierin nach Gottes Vorbild handeln, seine Arbeit soll sich ähnlich vollziehen, wie Gottes allmächtiges Wirken, im Wechsel von Arbeit und Ruhe, in stufenmäßiger Entfaltung auf das beabsichtigte Ziel hin, also mit Überlegung und Vorbedacht, so daß jedes höhere vollkommenere Werk dann erst geschieht, wenn das vorhergehende es entsprechend vorbereitet hat. Dem ersten Menschenpaare befiehlt Gott, den Garten zu bebauen und zu bewahren, für die damaligen Leser der Inbegriff einer leichten und schönen Arbeit. Wie herrlich muß es damals gewesen sein, als man sich nicht mit dem harten trockenen Boden plagen mußte wie jetzt! Aber die Menschen sind durch Verführung gefallen und Gott hat die Arbeit des Mannes mit einem Fluch belegt. „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, Dorn und Distel soll er dir tragen, im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zur Erde werdest, davon du

genommen bist." Wie oft ist dies Wort dahin mißverstanden worden, als habe Gott damit die Arbeit des Menschen verflucht! Wenn irgend ein Fluch, so wird mit Emphase betont, zum Segen geworden sei, so sei es dieser! Aber das Arbeiten hat Gott nicht verflucht, sondern er hat, ist die Meinung, der Arbeit die bittere Mühe und herbe Plage beigegeben. Sie ist nicht mehr nur Lust und Freude, sondern es gilt, harte Widerstände zu überwinden, und wer wüßte davon nicht aus eigenster Erfahrung zu erzählen, vorausgesetzt, daß er jemals wirklich gearbeitet hat.

Es ist fast auffallend, daß gerade die biblische Urgeschichte mehrfach so trübe über die Mühe und Plage der Arbeit spricht, während wir im übrigen im alten Israel eher eine heitere und fröhliche Stimmung vorwalten sehen. War die Arbeit heiß, so lockte die Ernte; war groß die Plage auf den steinigen Feldern, so war um so schöner die frohe Festzeit, da man mit dem Segen des Feldes und Gartens, des Weinbergs und der Olivenpflanzung im Heiligtum Jahwes erschien, „um zu essen und zu trinken vor ihm". Das Land Kanaan, wo Israel seine Geschichte erleben sollte, gab nur ernster, fleißiger Arbeit Ertrag, lohnte aber solche Arbeit auch reichlich. Es hinderte die Verweichlichung, wie allzu üppige Länder sie leicht bewirken, ließ aber auch die Verkümmerung nicht aufkommen, die ein allzu armes Land bei seinen Einwohnern leicht erzeugt. Zugleich ist es ein Land des Glaubens, das den Blick nach oben lenkt; auch die fleißigste Arbeit ist dort vergebens, wenn Gott seinen Regen zurückhält. Daß das Land in alter Zeit gut bestellt war, dürfen wir mit Sicherheit annehmen: auch zu Jesu Zeit muß es noch ein verhältnismäßig reiches Land gewesen sein. Man ist erstaunt, was z. B. ein Herodes alles

aus diesem Lande für seine zahlreichen Bauten zu ziehen verstanden hat. Und damals wurden die Feste glänzend gefeiert, die Abgaben pünktlich geliefert. Noch den spätesten Rabbinen geht das Herz auf, wenn sie beschreiben, wie im Tempel die Erstlingsfrüchte in feierlichem Zuge dargebracht wurden unter Flötenspiel und Jauchzen des Volks.

Der praktische fleißige Sinn des jüdischen Volkes zeigt sich auch darin, daß von den hoch angesehenen Rabbinen doch verlangt wurde, daß sie ein Handwerk treiben müßten; so ist Paulus, erzogen zu den Füßen Gamaliels des Älteren, Zeltschneider. Die Faulheit wird in den Sprüchen und im Prediger Salomonis in der bekannten Weise gebrandmarkt: nötiger war es jedoch wohl, Geiz und Habsucht zu bekämpfen, und stets neu daran zu erinnern, daß der Segen von oben kommt! Für die Schätzung der Arbeit ist natürlich von besonderer Wichtigkeit, daß das Alte Testament so entschieden einen allwöchentlichen Ruhetag verlangt. Dies geschieht in erster Linie aus religiösen, aber doch auch aus humanen Gesichtspunkten heraus, vgl. Deut. 5, 14: „Du sollst ruhen und keinerlei Geschäft verrichten, damit dein Sklave und deine Sklavin ruhen können wie du" (anders Ex. 20, 11). Der Sabbat ist eine stete Erinnerung daran, daß der Mensch nicht aufgehen darf in seiner Arbeit, daß er sich von ihr nicht knechten lassen soll und, gottlob, auch nicht knechten zu lassen braucht. Mit Recht ist das Judentum stolz auf sein Sabbatgebot; aber welch traurige Farce hat der törichte Gesetzesdienst späterer Zeiten aus diesem Gnadengeschenk Gottes gemacht!

Die wichtigsten Gesichtspunkte, welche innerhalb der reichen sozialen Geschichte des Volkes Israel aufgetaucht sind, um ihre

Fragen und Probleme zu lösen, sind mit dem Gesagten wohl vollständig aufgeführt. Überblicken wir das Ganze, so sehen wir überall, wie die alttestamentlichen Gesetze, die israelitischen und judäischen Propheten, nicht minder die Weisheitslehrer durchweg die Sache mehr von der ethischen und der persönlichen Seite her anfassen als von der organisatorischen und technischen. Haben sie vielleicht in der Tat die Bedeutung sozialer Einrichtungen zu gering eingeschätzt, weil die Vorbedingungen zu solchen Institutionen nicht gegeben waren, so sind wir vielleicht in Gefahr, in umgekehrter Richtung etwas zu weit zu gehen, zu vergessen, daß die besten Gesetze und Einrichtungen nichts helfen, wenn die Menschen nicht danach sind, die sie halten und in sie sich einfügen sollen. Daß der soziale Sinn bei uns im Wachsen ist, läßt sich wohl nicht verkennen, aber einstweilen zeigt sich dieses Wachstum fast nur in den Kreisen, die sozial relativ hochstehen, während da, wo die sozialen Ideen so recht programmmäßig vertreten werden, wirklich soziale Gesinnung gegen Gleichgestellte und Höherstehende meist sehr selten ist. Aber in jeder Richtung bleibt noch viel zu tun: wie im Ausbau der sozialen Gesetzgebung, so vor allem in der Erziehung zu einer wirklich sozialen Gesinnung. Wie stellt uns hier das Alte Testament lebendige Ideale vor Augen: Männer, die nicht wankten vor Königen wie vor Pöbelhaufen, wenn es galt zu verfechten, was Recht und Billigkeit forderten! Was gab ihnen den Mut und die Kraft dazu? Daß sie sich als Vertreter Gottes an sein Volk wußten, daß sie um Dinge kämpften, die ihnen Gewissenssache waren. Aber nicht minder wichtig ist die Arbeit der vielen einzelnen treuen Kämpfer, die ohne Aufsehen zu erregen in der Stille und im kleinen Kreise für soziale Ideen und Taten wirken. Schenke Gott unserm Volke beides in recht reichem Maße:

Männer der großen sozialen Begabung und die geräuschlose Arbeit vieler einzelner, die in ihrem Kreise dem Unrecht wehren, die Billigkeit walten lassen, ihre Schranken erkennen, ihre Nächstenpflicht erfüllen. Dann wird, dann muß es im Ganzen auch besser werden!



Druck von Lehmann & Bernhard, Hofbuchdrucker, Schönberg i. M.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 048 682 9